

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

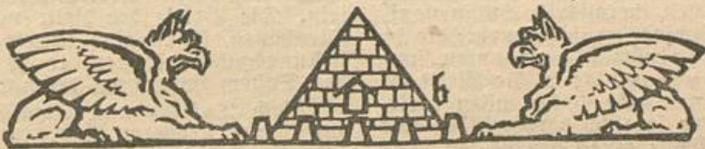
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

18.7.1926 (No. 29)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 29



18. Juli 1926

Wilhelm Schäfer / Der Mann von Bildung.

Der Volksmund liebt die witzige Unterscheidung zwischen einem Mann von Bildung und dem gebildeten Menschen schlecht; beide sind im Gegensatz zum Ungebildeten gedacht, aber dem Mann von Bildung legt das naive Sprachgefühl mit der ihm eigenen leisen Ironie ein Mehr zu, das der Gebildete an sich noch nicht hat. Der Gebildete ist, drastisch gesagt, durch seinen Lehrgang geworden, er verfügt über das, was man wissen muß, und hat sich durch abgelegte Examen oder besondere Leistungen den Eingang in die gebildete Gesellschaft errungen. Den Mann von Bildung dagegen trägt seine Herkunft, er war sozusagen mit seiner Geburt in ihrem Bereich und genießt ihre Vorzüge als eine Erbschaft.

Aus der Übertragung dieses naiven Unterschieds ins Geistige ergibt sich mit Deutlichkeit ein Zweierlei, das für den einzelnen Träger eine schicksalhafte Bedeutung hat und im Dasein etwa Hebbels gegen Goethe für jeden sichtbar wird. Unleugbar kann Hebbel auch als revolutionäre Kraft nicht an Goethe gemessen werden, dessen Jugendlyrik mit Einschluß seines „Werther“ bedeutet einen anderen Drehpunkt in der sprachlichen und dichterischen Entwicklung als Hebbel mit all seiner wühlenden Tiefgründigkeit; trotzdem sieht der Frankfurter Patrizierohn gegen das friesische Armeleutkind als vollkommener Mann von Bildung. Doch ist dies nicht etwa so, als ob die gesellschaftliche Herkunft an sich bestimmend wäre; der Hofmeister-Bölderlin zeigt sich dem adeligen Heinrich v. Kleist gegenüber trotz seiner kleinstädtischen Abkunft im Reich der Bildung durchaus als der erbreichere; mit welchem Beispiel überdies gesagt wäre, daß die geniale Begabung allein in diesen Dingen keinen Ausschlag gebe.

Der Mann von Bildung ist da zu Haus, wo ein anderer der Eindringling bleibt; er gibt die Grobchen aus, die der andere sich erst erraffen muß; er gilt und trägt die Geste des Wohlwärters, der die Armen beschenkt, aber die Distanz seines Reichums foralich wahr. Diese Distanz liegt in seinen geistigen Umgangsformen, die dem Bildungsjugendlichen wohl zugänglich sind, aber eigentlich nie geläufig werden können. Wenn dieser Mann von Bildung ein so weites menschliches Ausmaß hat wie Goethe, wenn er zudem in den Stürmen einer ausschweifenden Jugend (dies ist geistig, nicht moralisch gemeint) die Erbschaft ansehnend verschludert hat, um sie vielfältig neu zu erwerben: so wird seine Stellung von selber eine patriarchalische. Seine Bildung ging ein in Weisheit, sie wird königlich und verliert die Wohlwärtigkeit, weil sie Offenbarung, d. h. die Stimme Gottes aus dem Brunnen der letzten menschlichen Einsicht wurde.

Derartige geschichtliche aber, wie die Geschichte meldet, nicht alle Tage, und wenn wir Deutschen den Kranz unserer Großen abzählen, sehen wir bald, wie einzig Goethe war und wie wenige ihm als Mann von Bildung überhaupt nur nahe kamen. Nichtsdestoweniger hat sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Abkunft einer Goethemenschheit herausgebildet, die sich in ihren Trägern bis in die bescheidensten Daseinsformen von dem übrigen Betrieb der Bildung vornehm absondert und tatsächlich einen gegenwärtigen Geistesstand in Deutschland vorstellt. Gelehrte wie Dichter gehören zu ihr, sie halten — im Geistigen — auf gute Erscheinung und gepflegte Umgangsformen, sie sind ganz Haltung und versuchen auch darin tadellos zu sein, daß sie sich der Wohlwärtigkeit nach Abgällichkeit enthalten. Das bedeutet aber, da sie in einer gewissen Menge naturgemäß keine Brunnen, sondern nur abgewandene Tümpel sein können, eine Absonderung; sie sind ein Stand für sich und dadurch auch von Standeshochmut nicht frei.

Seine schärfste Ausprägung hat dieses In-der-Bildung-zu-Hause-Sein mit der Exklusivität des sogenannten Stefan-George-Kreises

gefunden. Hier ist die Absonderung Parole geworden, und nichts Höheres kann einem begegnen, als solch ein Jüngling mit sauber geputztem Haar, dem das Siegel seiner Zugehörigkeit zur Gemeinschaft des heimlichen Meisters den Mund verschlossen hat, wenn von einer anderen Sache gesprochen wird. Was man sonst Volk nennt, ist hier abgetan, der Mann von Bildung hat sich auf sich selber zurückgezogen. Man läßt sich nicht leugnen, daß darin eine Konsequenz liegt: der Dichter und das Publikum, das für die Berufenen da zu sein, wirkt er — um mit der Bibel zu reden — seine Perlen weder vor die Säue, noch läßt er zu, daß sie mit falschen gemischt werden. Er bewahrt so das Heiligtum der Sprache, als dessen Hüter er sich fühlt, reiner, als wenn er in die Arena tritt, die von dem literarischen Publikum gebildet wird.

Die Frage ist nur die, ob die Bildung in solcher Absonderung nicht zum Sport entartet; von Kleist, Hebbel, Keller u. a. nicht zu reden, die tapfer im Taa standen, auch Goethe hat keinen Zweifel gelassen, wie unendlich er darum bemüht war. Denn letztlich führt die Unterscheidung zwischen Volk und Publikum — welche einem man um so reiner zu dienen hofft, als man das andere außer acht läßt — doch in eine Sackgasse. Ihre Konsequenz ist der Wüstenheilige oder der Mönch auf dem Berg Athos; so innig diese die Lehre Jesu umschlingen mögen, er selber tat nicht so, er ging und lehrte auf den Märkten des jüdischen Landes, auch sprach er das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Weil die Sprache nicht ein Keiserrat der Bildung, sondern das Blut des rauhen Volksdaseins ist, kann auch die Dichtung als ihr bester Teil nicht ins Treibhaus gestellt werden.

Von dieser Erkenntnis aus gehen (die im Umfang dieser Glosse nur angedeutet, nicht begründet werden kann) hasset auch in geistigen Dingen dem Mann von Bildung jenes Unbehagen an, das ihm gesellschaftlich eignet. Das Beispiel Goethes zeigt, wie er sich erlösen kann, indem er zum Haupt eines patriarchalischen Verhältnisses und in dieser Eigenschaft doch wieder zum Volksmund wird. Aber da — wie gesagt — der Fall Goethe eine einzige Veranlassung ist, wird er in den anderen Fällen die fatale Geste des Wohlwärters, oder gar des Geizhalses, nicht los, der schließlich — und das ist wohl entscheidend — doch nur aus fremden Mitteln den reichen Mann spielt. Denn was ist ein Schab der Bildung anders als ein Bruchteil dessen, das aus den Tiefen seines Volkes in der Menschheit Erscheinung wurde.

Seines Volkes in der Menschheit: hier endlich tut sich für den Mann von Bildung eine Mission auf, die mehr ist, als die des Geniebers, die des Vermittlers. Obwohl er letzten Grundes nicht Schabhalter sein kann — weil die Dinge der Bildung keine kostbaren Steine, sondern Lebendigkeiten sind, die sich nur im Lebendigen, d. h. Tätigen, bewahren lassen — vermag er doch den Hausdesherrn der Menschheit vorzustellen, der die Früchte der Volkskräfte sichtet und im Edlen zusammen bringt. Sein Amt, um mit Nietzsche zu reden, ist der gute Europäer. Gerade, weil er als Erbe, d. h. Nichtschaffender, ein Fremdling im lebendigen Dasein seines Volkes ist, vermag er ihm da zu nützen, wo das natürliche Wachstum mit der Frucht zum Abschluß kam. Denn im ewigen Kreislauf der Dinge ist jede Frucht auch wieder der Keim; und über dem Volk und seinen höchsten Dingen steht die Menschheit. Ihre Früchte aus den Händen der Völker zu nehmen und also ihre Keime zu mischen, das freilich vermag der Mann von Bildung zu erlösen und sein sonst taubes Dasein fruchtbar zu machen im lebendigen Leben seines Volkes.

## Ulrich Bernays / Max Weber.

Unsere Zeit ist eine wertende. Besser gesagt eine umwertende. Auf alle Gebiete menschlichen und geistigen Lebens erstreckt sich diese Umwertung. Auch auf die Wissenschaft. Von den einen wird sie immer noch gepriesen als das einzige Heilmittel in den Wirren und Nöten unserer Gegenwart, die andern schieben ihr einen nicht geringen Teil der Schuld an eben diesen Nöten zu und wollen persönliches Erleben, mystisches Verleiten und manch anderes noch an ihre Stelle setzen. Aber genau betrachtet, erscheint dieser Streit müßig und auch bei der Wissenschaft ergibt sich, wie bei so vielen anderen Dingen, daß sie genau so viel wert ist als die Menschen aus ihr machen. Das alte Wort vom Menschen als Maß aller Dinge bewährt sich auch hier und ebenso der andere Satz, daß Ideen gewiß in der Zeit liegen und sozusagen unpersönlich oder überpersönlich sind, daß es aber eben doch der Mensch ist, der letzten Grundes wirksam und lebendig macht, sie gewissermaßen aus der Idee in die Erscheinung erhebt.

Dies zeigt sich deutlich auch in dem Leben und Wirken des Mannes, der vielleicht stärker als jeder andere immer und immer wieder die „Wertfreiheit“ der Wissenschaft betont hat. Max Weber ist das Schicksal geworden, daß während seines Lebens nur eine verhältnismäßig kleine Zahl wußte, was und wer er war, daß aber nach seinem Tode, der ihn mitten herausriß aus neuauftauchendem Schaffen der Kreis derer immer größer wurde, die in ihm nicht nur einen Gelehrten höchsten Ausmaßes erkannten, sondern auch eine Persönlichkeit, begabt wie wenige in die Werte zu wirken, nicht mit billigen Schlagworten wie leider allzu viele, deren Worte und Ansichten freilich eben so rasch verschwinden wie sie gekommen sind, sondern mit der Fülle eines gewaltigen Wissens und, was das Wichtigste und Entscheidende war, mit einem Ethos, dessen Wirkung eben darauf beruhte, daß es sich ganz ohne Pathos, aus dem Wesen der Gesamtpersonlichkeit heraus, ergab und gerade dadurch den Besten und Wertvollsten etwas zu sagen hatte.

Ein Lebensbild dieses Mannes liegt nun vor\*). Seine Lebensgefährtin hat es uns geschenkt. Es mag ihr nicht leicht geworden sein, Dinge, die ihr höchstes Leid und höchste Lust bedeuteten, der Öffentlichkeit zu enthüllen, der Kritik preiszugeben. Aber niemand war mehr wie sie berechtigt und befähigt, dieses Lebensbild zu schreiben. Was Webers Mutter und Großmutter sich sehnsüchtig gewünscht und zu ihrem tiefen Schmerze nicht erfüllt ansehen hatten, in Mariannes Ehe war es beglückendes Erlebnis geworden: ein Sichverstehen und Miteinandergehen in den letzten Dingen des Lebens, ein Sich-völlig-verbunden-Fühlen und gegenseitiges Heben und Tragen, was dann gerade eine Selbständigkeit des Einzelnebens ermöglichte, die manchem auf den ersten Blick befremdlich erscheinen konnte. Und auch wissenschaftlich fand ein Zusammengehen statt. Der Mühe und rastlosen Sorgfalt der Frau verdanken wir es, daß das wissenschaftliche Werk Max Webers heute völlig ausbreitet vor uns liegt, daß die vielerorts zerstreuten Aufsätze gesammelt sind, und daß namentlich die große Soziologie im „Grundriss der Sozialökonomik“ zum Abschluß und Druck gekommen ist, zum Abschluß freilich nur insoweit, als sie aus der Hand und dem Geiste des Verfassers entlassen worden ist.

Den Abschluß und die Krone gewissermaßen dieser Bemühungen bildet nun das Lebensbild. Der Verfasserin lag daran, Max Weber selbst so oft wie möglich zu Worte kommen zu lassen. So sind in allen Kapiteln zahlreiche Briefstellen, oft vertraulichster Art, eingearbeitet. Man kann darüber, rein prinzipiell, verschiedenem Meinungen sein. Das gehört nicht hierher. Was erreicht werden sollte, ist in vollem Maße erreicht: Max Webers Persönlichkeit tritt gerade dadurch in das hellste Licht. Wohl geben Briefe meist Augenblicksstimmungen und gerade bei den innigsten und tiefsten denkt man nicht an Veröffentlichung. Aber das macht sie ja so wertvoll. Und doppelt wertvoll bei einem Manne, der, wie Weber, in wissenschaftlicher Arbeit das Persönliche völlig und bewusst in den Hintergrund treten läßt.

Die Jugend Webers, er wurde am 21. April 1864 geboren, führt uns in Kreise, die in unserer raschlebenden Zeit fast vergessen sind, und die doch für das Bild des geistigen und wirtschaftlichen Deutschlands von den sechziger Jahren bis etwa in die Mitte der neunziger Jahre hin von ausschlaggebender Bedeutung waren. Webers Vater war Jurist, er entstammte einer rheinischen Fabrikantenfamilie, in der sich die Lebensformen des „Frühkapitalismus“ verhältnismäßig lange hielten. Er ging in städtische Dienste, erst in Erfurt, dann in Berlin; dort hat Max seine Kinder- und Schuljahre als ältester einer großen Geschwisterschar zugebracht. Webers Vater wurde Abgeordneter der Nationalliberalen Partei, politische Lust hat den Knaben von früher Jugend an umgeben. Der Haushalt wurde gut bürgerlich auf breiter Basis geführt, und Webers Vater kann geradezu als Typus des damals gehobenen Bürgertums mit all seiner Rechtschaffenheit und Arbeitsfreudigkeit, aber auch mit seiner Neigung zu behaglichem Genuß und seiner Angst, die tiefsten Fragen des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft zu berühren, angesehen werden. Darunter hatte, namentlich in späteren Jahren, niemand mehr zu leiden als Webers Mutter, eine geborene Fallenstein. Ihr Bild tritt, liebe- und lebensvoll gezeichnet, neben dem ihres Sohnes beherrschend in dem Buche hervor und verleiht ihm noch einen

besonderen Reiz. Sie gehörte für sich, im Inneren, sicher zu den schwerlebenden Menschen, konnte sich nie genug tun, schob sich die Schuld zu, wo sie gewiß bei anderen lag, aber nach außen trat das nicht hervor. Da war sie Leben und Liebe, Tätigkeit für die anderen, für Mann und Kinder zunächst, dann auch für den weiten Kreis der Mitleidigen und Beladenen; die Fürsorge der Stadt Berlin hat ihrer Tätigkeit, ihrem Organisations-talent grundlegende Einrichtungen und Anregungen zu verdanken. Sie war eine tief religiöse Natur, daß da ihr Gatte nicht mitkam, betrübte sie sehr, nicht dogmatisch eng befangen, aber von fester und sicherer Frömmigkeit, die eines pietätvollen Zuges nicht ganz entbehrt. Sicher hat sie ihrem Sohne viel von ihrem Wesen mitgegeben, das Einzelne läßt sich nicht genau bestimmen.

Max ging den üblichen Weg des Sohnes aus wohlhabender Familie: Gymnasium, Universität, Militär. Bei den Alemannen in Heidelberg wurde er aktiv. Seine Begabung zeigte sich früh. Aber eine Begabung, die durchaus auf sich selbst gestellt war. Außer der Familie seines Onkels Baumgarten in Straßburg konnte man kaum eine Persönlichkeit nennen, die in jenen Jahren von maßgebendem Einfluß auf ihn war. Dagegen scheint schon damals seine eigene „seelenführende“ Art zum Ausdruck gekommen zu sein. Die Briefe der Zeit, namentlich aus dem Militärdienst in Straßburg, lassen eine scharfe Beobachtung und glänzende Darstellungsgabe erkennen, er ist nicht blind für die Schäden, aber das System im ganzen erkennt er an.

Nach Doktor- und Staatsprüfung folgen Zwischenjahre, die zur immer größeren Aneignung des wissenschaftlichen Rüstzeuges führen. Neben die Rechtswissenschaft tritt immer beherrschender die Nationalökonomie. Es sind die Jahre der „Kathedersozialisten“. Weber tritt ihnen nahe, beteiligt sich an ihren Arbeiten, namentlich soweit sie die agrarischen und völkischen Fragen der preussischen Ostprovinzen betreffen. Mit 30 Jahren, als junger Chemann, wird er Ordinarius für Volkswirtschaft in Freiburg, ein erster menschlicher und wissenschaftlicher Aufstieg ist erreicht. Nach einigen Jahren folgt er einem Rufe nach Heidelberg. Die Bahn scheint immer höher zu gehen. Da folgt ein jäher Abbruch. Ein schweres Nervenleiden, entstanden durch übermäßige Arbeit, macht sich bemerkbar. Es hindert ihn lange Jahre an wissenschaftlicher und vor allem an öffentlicher Tätigkeit auf dem Katheder. Traurige und dunkle Jahre waren dies für die Gefährtin, aber mutig wurden sie durchdrungen in gemeinsamem Tragen und Leiden. Und allmählich weicht das Dunkel, eine neue Phase des Arbeitens und Forschens beginnt. Sie soll Max Weber auf die volle Höhe des wissenschaftlichen Ruhmes führen, an sie denken wir zuerst, wenn wir seinen Namen aussprechen. Jetzt entstehen die großen methodologischen Aufsätze, die der Nationalökonomie, und der Soziologie insbesondere, ihre Stellung im Bereiche der Wissenschaft anweisen sollen, der Begriff des „Idealtypus“ als Haupthilfsmittel wissenschaftlicher, insonderheit historischer Erkenntnis wird geprägt. Und es entsteht auch die Arbeit, die Max Webers Namen am bekanntesten machen sollte, die Arbeit über den „Geist des Kapitalismus und die protestantische Ethik“. Der Nachweis wird geführt, daß das, was wir Kapitalismus nennen, sich nur einmal auf der Welt, und zwar im westlichen Abendlande seit etwa dem 17. Jahrhundert findet und der „Geist“ dieses Kapitalismus wird aus dem Calvinismus und seiner Prädestinationslehre erklärt, die die „Veräußerung“ des Menschen eben in dem glücklichen Erfolge seines bürgerlichen Berufes sieht, andererseits aber, bei jealicher Ablehnung aller „Kreaturvergötterung“ den erworbenen Reichtum nicht anders zu verwenden erlaubt, als in der Anlage im Geschäft. Große neue Arbeiten schließen sich an: die Wirtschaftsethik der Weltreligionen und „Wirtschaft und Gesellschaft“ für den Grundriss der Nationalökonomik.

Aber während Weber an diesen Werken schafft, umtost ihn bereits der Weltkrieg. In seinem lebhaften Bedauern war er, der alte Reserveoffizier, nicht mehr selbsttätig. Aber zugleich stellt er sich zur Verfügung. Die Einrichtung der Reservekavallerie in Heidelberg und im Bezirk Heidelberg wird ihm übertragen. Eine Arbeit, ihm zunächst völlig fremd. Aber er löst sie mufterhaft und vorbildlich. Wie er seine praktischen Erfahrungen allgemein zugänglich machen möchte und wie er auch hier für die Wissenschaft der Soziologie wichtige Erkenntnisse über den Begriff der „freiwilligen“ Arbeit zu finden weiß, das zeigt der abgedruckte Entwurf einer Denkschrift über die Ergebnisse seiner Tätigkeit und die dabei gemachten Erfahrungen.

Aber wichtiger ist ein anderes. Die späteren Kriegsjahre und die Nachkriegszeit haben Weber zum Politiker gemacht. Diese Abschnitte des Buches werden in der breiten Öffentlichkeit das meiste Interesse finden, sie sind die „aktuellsten“. Nicht jeder Leser wird hier mitgehen können und wollen. Aber zwei Dinge wird er zugehen müssen, wenn er einigermaßen nur guten Willens ist: aus dem Bilde von Webers Gesamtpersonlichkeit fällt diese politische Tätigkeit nicht heraus, sie kommt nicht plötzlich und unerwartet, sie ist kein Sichanbequemen an Zustände, an denen man erlaubt nichts ändern zu können, sondern klar und folgerichtig ergibt sie sich aus dem Leben des Mannes. Schon lange vor dem Kriege finden sich Anzeichen, die zeigen, wie klar Weber die Verhältnisse über sah, wo er die Schäden suchte und wie er Hilfe zu finden hoffte, ja diese Anzeichen sind oft schärfer und bitterer, als die der Kriegs- und Nachkriegszeit. Etwa von 1917 an beginnt dann seine große politische Tätigkeit, sie findet ihren

\*) Max Weber. Ein Lebensbild. Von Marianne Weber. (Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen.)



gen. Aber man brauchte nur eine andere Namensliste einzuführen — etwa daß der ursprüngliche Stammesname neben dem neuen weitergeführt würde — um den gleichmäßigen Gang des Blutes auch in den Frauenstämmen zu erkennen.

Will man diese Weibelinien ebenfalls verfolgen, — eine zwar weitläufigere, aber nur gerechte Arbeit — so entsteht eine Sippschaftstafel, deren Anordnung entweder in Kreisen oder in Nebentafeln erreicht wird.

In dieser Stammtafel, die man von sich aufstellt, werden nun aber die Mütter und ihre Vorfahren unterdrückt; sie gibt im Grunde nur die Väter mit ihren Frauen. Sie ist für eine wissenschaftliche Erforschung unserer Blutmischung ungenügend. Darum ist die Aufstellung einer Ahnentafel für uns heute unerlässlich.

In der Ahnentafel erscheinen, ebenbürtig und gleichberechtigt Vater und Mutter, wie sie uns gezeugt und geboren haben, als Gefäße ihrer Väter und Mütter. Der Vater hat wieder Vater und Mutter, wie bei der Stammtafel — aber nun tritt auch die — andersnamige — Mutter mit ihrem Vater und ihrer Mutter dazu. Das sind die vier Großeltern. Die nächste Reihe bildet sich aus den Eltern dieser Großeltern, die übernächste aus den Urgroßeltern. Eine Fülle von neuen Namen ergibt sich; aber nicht nur von Namen, sondern von Blutssträgern, die immer wieder nur Gefäße sind für noch frühere Vorfahren, Durchgangsstellen, Erbräger, Uebermittler aller Keimkräfte auf die Nachkommen. So gibt die Ahnentafel das allein richtige Abbild unserer Abstammung aus allen Ureltern. Mein ältester Ahnherr auf der Ahnentafel heißt nicht Kind, sondern Haupt, und lebte ums Jahr 1300; es sind mir 2200 Ahnen bekannt, von denen 466 doppelt vorkommen, und zwar in 16 Geschlechterreihen. Es gibt aber noch weit besser ausgebaute Ahnentafeln; so hat der Prinz Wilhelm Karl zu Hohenburg 129 Tafeln zu je 64 Ahnen veröffentlicht, das sind 8256; im ganzen umfaßt seine Ahnentafel in 14 Geschlechterreihen 16 383 Personen. Es wird kein europäisches Kaiser- und Königs Haus geben, kein Fürsten-, Grafen-, Freiherrn- oder Adelsgeschlecht, das nicht dort vertreten wäre; aber auch einfache Bauern stehen darin.

Das mehrfache Vorkommen des gleichen Ahnen entsteht durch Verwandtenehe; man heißt dies fälschlicherweise Ahnenmischung; es führt aber nicht zu einem Verlust, sondern zu einer Verstärkung der Erbkraft dieses Ahnen im Enkelblute.

Aus einer Ahnentafel lassen sich neue Schlussfolgerungen ziehen. Die Verteilung des Blutes erfolgt nach bestimmten Gesetzen, und wenn man nicht nach dem Vater gefragt würde, sondern nach dem stärksten Blutsanteil, den ein Geschlecht in uns hat, so müßte wohl jeder Mensch ganz anders heißen, oft nach der Mutter oder einer Urgroßmutter. Auf der Ahnentafel läßt sich auch der Gehalt des Blutes an deutschen Bestandteilen erkennen, wie an fremdländischen; man weiß, daß viele Fürsten mehr ausländisches als deutsches Blut in sich tragen. Oder auf bürgerliche angewandt: die Mischung der deutschen Stämme in unserem Blut tritt hervor. Ich habe fast ausschließlich schwäbische Bestandteile in mir — ursprünglich nur Keutlinger; dazu traten Vorfahren aus dem Schwarzwald, von der Alb, vom Neckar, vom Unterland; aber ich heiratete keine Schwäbin, sondern eine Badenerin. Meine Kinder tragen von ihrer Mutter her Blut aus allen badischen Gauen, vom Oberrhein, vom Bodensee, vom Schwarzwald, aus der Pfalz, und ich konnte andere sprudelnde Quellen finden: aus Tirol, aus Savoyen, Salzburg, Bayern, ja, aus dem Balkenland kommend. So kann eine Heirat fremdes, vielleicht frisches Blut zuführen, ohne daß man etwas davon weiß. Denn vor der Hochzeit wird niemand auf den Gedanken kommen, die Ahnenhaftigkeit des Ehepartners zu untersuchen. Und doch kann dies verhängnisvoll werden. Etwa, wenn in der noch unbekannteren Familie Erbfehler vorhanden sind, schwere Krankheiten, oder wenn ihre Eigenschaften bei der Verschmelzung mit der anderen Familie Mißwirkungen auslösen, — vielleicht insoweit außerordentlicher Verchiedenheit. Es ist bekannt, daß eine Vermischung entgegengelegter Elemente, z. B. schwarzer und weißer Menschen, meist eine Verschlechterung der Rasse mit sich bringt. Jeder Weiße in Ländern mit Farbigen muß auf der Hut sein. Mestizen, Kreolen, Indios sind nicht wünschenswert.

Wie erlangt man aber nun Kenntnis von den Vorfahren? Es wird sich niemand das Vergnügen rauben lassen, selber zu forschen, soweit er kann. Er wird auf einer Reise zu den Verwandten gehen und fragen; er wird an dem Orte, wo er den letzten Vorfahren findet, ins Pfarrhaus gehen, und er wird, auf Grund der Orts- und Zeitangaben, die er gefunden hat, bitten, im Tauf-, Ehe- oder Totenbuch nachforschen zu dürfen. Vielleicht findet sich im Rathause ein Kaufbrief, ein Erbvertrag. Er wird Abschriften nehmen, Zeichnungen oder Lichtbilder machen, von Persönlichkeiten, von Grabsteinen, von Häusern, die zu der Familie gehörten, er wird sich erzählen lassen, was in dem Orte noch darüber bekannt ist. Oft findet sich ein altes Wappen auf dem Kirchhof, das beweist, daß die Familie auf Ehren und Zusammenhalt gab, Urkunden sind mit ihm gesiegelt, Glascheiben in der Kunststube aufgehängt, — man kann dies Familienwappen nachprüfen lassen, etwa durch den Verein Herold in Berlin, oder durch Siebmachers Wappenbuch, und wieder führen, nach dem Rat eines bewährten Heraldikers, wie Otto Hupp, Lorenz Rhode — beides aber nicht auf eines der vielen Wappeninstitute hören, die meist um gutes Geld ein falsches Wappen liefern. Hierin berät Adelfeldt's Bildenbrands „Wappenstube“ oder das eben erscheinende „Wappenbilderbogen“werk von Oswald Spahr in Leipzig am besten.

Gedanken der Ahnenforschung lassen sich auch auf einer Familienliste mit nütze darstellen, wie sie, zur Erweckung des Familienzusammenhalts, heute gebräut werden, wobei das Stammhaus, die Urheimat, ein Ahnherr, ein Bild aus der Familiengeschichte oder das Wappen dargeboten wird. Auch auf Bucheignereisen, auf Exlibris, kommt die Ahnenfrage zum Ausdruck. Hat man selber keine Zeit zu eigenen Forschungen, so bleibt nur der Weg des Suchens durch andere, durch Pfarrer, Archivare, Lehrer oder durch den Anschluß an schon bestehende familienkundliche Vereine. In jedem Land gibt es heute einen Landesverein für Familiengeschichte, auch eine Zentralstelle in Leipzig, und es ist oft viel Mühe erspart, wenn man zuerst die Einrichtungen dieser Stellen in Anspruch nimmt. Dort ist oft über jeden Stamm schon alles Wissenswerte gesammelt; auch den Ahnenlistenaus-tausch von Landgerichtsrat Förster in Chemnitz (Sa) wird man mit Erfolg benutzen. Seit einem Jahre besteht auch eine Arbeitsgemeinschaft deutscher familiengeschichtlicher Vereine, die das „familiengeschichtliche Such- und Anzeigensblatt“ herausgibt (Schriftleiter Peter v. Gebhardt in Berlin-Wilmersdorf). Ueber all diese Fragen gibt auch das „Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung“ von Friedrich Becken Auskunft.

Hat man seinen Stamm auf dem Papier erforscht, so wird man sich nicht mit dem toten Stoff begnügen wollen, sondern man lernt seine Verwandten kennen. Man wird auf Zuspruch und auf Ablehnung stoßen, denn der Mensch von heute hat noch nicht geschichtlich denken gelernt. Er schämt sich unangenehmer Vorgänge oder der Abstammung von kleinen Leuten oder der Verwandtschaft mit armen und unscheinbaren Gliedern, und kann dadurch doch nichts ändern an der Tatsache des Blutes, sondern sollte sich freuen, so viele und mannigfaltige Lebenserscheinungen in seinem Umkreise zu haben. Mit den Vernünftigen aber wird man einen Familienverband gründen, mit dem Ziel der Weiterforschung, des Austausches und des engeren Zusammenhaltens. Nur ein Familienverband wird in den Stand setzen, die Forschungsergebnisse zum Druck zu geben, damit sie für alle Zeiten vor Verlust geschützt sind. Auf einem Familientag wird man am besten die Verwandten von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, um sie aufzurütteln und weiterzuleiten.

Fragebogen zur Verbindung an Familienmitglieder, die im Verlaufe Degener, Leipzig, künstlich sind, werden auch zur Entdeckung von Verwandten im Ausland führen, die selber verschollen waren, und man wird im Dienste beider Teile arbeiten, wenn man diesen das bisher Gesundene mitteilt. Die Auslandsverwandtschaften sind erfreut, wenn man sich ihrer erinnert, und sie sind oft schon wieder für die alte Heimat zurückgewonnen worden, haben sie besucht, haben alte und neue Beziehungen angeknüpft, und sind, nachdem sie uns lange verloren gegangen waren, noch einmal deutsch geworden. Es ist natürlich, daß auch in ihnen sich der alte Blutsruf erhoben hat, und sie haben gerne draußen das Amt eines Vorpostens, einer Insel, eines Stützpunktes übernommen, der den Verwandten im Inland wirtschaftliche Förderung angedeihen ließ. Umgekehrt haben sie bei uns neue Stützpunkte gewonnen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß Auslandsdeutsche, die schon fast im Völkereis untergegangen waren, noch einmal in die Urheimat auf Brautwerbe gekommen sind.

In diesem Punkte hat die Familienforschung geradezu eine Sendung: die deutsche Abstammung einzelner wie ganzer Stämme im Ausland nachzuweisen, ihre Ahnen in Deutschland wieder aufzufinden, ihre noch lebenden Verwandten, und sie von neuem ans Mutterland zu knüpfen. Das ist schon in vielen Fällen geschehen, zur großen Genußnahme der Ausgewanderten, und man hat begonnen, auch draußen familienkundliche Vereine zu begründen, die die Herkunft ihrer Mitglieder bis zur Einwanderung erforschen; der erste ausländische Verein für Familienkunde ist in Porto Alegre in Brasilien gegründet worden.

Die Bedeutung unserer Forschungen ist auch vom Staat erkannt worden. Das badische Ministerium des Kultus und Unterrichts hat im Jahr 1925 angeordnet, daß Familienkunde in allen Schulen des Landes getrieben werden soll. Der Lehrer kann schon Anleitung geben, kann das Verständnis in die kleinen Herzen senken, und wird so auch auf die Eltern seiner Schüler wirken. Wer über seine Ahnen nachdenkt, der ist der Heimat gewonnen, den Dingen, die ihn gemacht und geschaffen haben, er ist nicht mehr entwurzelt, er fühlt sich als Glied eines Ganzen; aus der Gesamtheit der Familien legt sich das Volk zusammen, und erst aus den Völkern die Welt. Der einzelne wird durch das natürliche Blutband zu seinem Volk geführt, er lernt sich durch den klaren Beweis des Blutes, wenn nicht des Herzens, sich als Deutscher zu fühlen. Es ist ebenso natürlich, daß man, je mehr man fremde, nichtdeutsche oder andersrassige Blutsbestandteile in sich hat, um so weniger Heimat, um so mehr internationale Welt findet; Familienkunde ist daher allen völkervereinenden Elementen ein Dorn im Auge, sie können sie nicht brauchen, obwohl sie sittlich und natürlich ist, und obwohl alle großen alten Völker die Verehrung der Ahnen als Kult und Religion eingeführt hatten, und durch sie groß geworden waren. Diesen zersetzenden Kräften gilt der Mensch als eltern- und ahnenlos, vom Himmel gefallen, für sich stehend, und seine Nachkommen sollen früh wieder von ihm loskommen und Massenmenschen sein. Dies ist eine mit den natürlichen Gesetzen unvereinbare, künstliche Konstruktion, der die Familienkunde ein Bollwerk entgegensetzt.

Wir treiben nämlich heute nicht mehr nur geschichtliche, sondern lebenspraktische, biologische Familienforschung.

Schon das einfache „Familien- und Heimatbuchlein“ von Oberregierungsrat Walter in Karlsruhe (Verlag Bolke) bringt eine Reihe leicht zu beantwortender Fragen in die Schule, über Ursprung, Umgebung, Ahnenschaft, und es wird, ausgefüllt, zeitweilig die Grundlage für weitere Forschungen bilden. Aber auch für weitere Arbeit an sich selbst. Denn, bei näherem Nachdenken kommt jeder Ahnenforscher zur Vererbungs-forschung.

Man hat bis vor 20 Jahren blind in den Tag hineingelebt und sich nie darüber besonnen, ob man etwa einen Einfluß auf die Zeugung künftiger Geschlechter habe; ob es in unserer Hand liege, daß unsere Nachkommen dürftiger, geringwertiger, schlechter ausgerüstet, oder daß sie gesünder, hochwertiger würden. Hier hat die Vererbungs-forschung Wandel geschaffen. Wir wissen heute, daß es absteigende und aufsteigende Geschlechter gibt, und daß ihr Lauf und ihre Entwicklung von uns beeinflusst werden kann. Ich bin schon der Auffassung begaunet, daß jedes Geschlecht nach einer Reihe von Jahrhunderten zum Aussterben bestimmt sei, sich überlebt habe. Oder daß eine Wellenbewegung festzustellen sei. Ich bin heute der Ansicht, daß auch ein absterbendes Geschlecht durch Zufuhr frischen Blutes, durch Bauernblut, sich wieder erholen kann. Und daß ein ferngesundes Geschlecht in einem Zweig durch eine äußere Schädigung herunterkommen und entarten kann. Wir wissen, daß Alkohol die Keimkraft unmittelbar schädigt, und daß im Haushalt erzeugte Kinder oft mit den schwersten Fehlern zur Welt kommen. Nicht nur Lundborg in Schweden hat dies an der Bauernfamilie Bengt nachgewiesen, von der ein Glied Stammvater eines Trunkenbold- und Verbrechergeschlechts wurde, sondern eine ganze Reihe von Beispielen sind bekannt, wie die Familien Kallifat und Zoro. Der amerikanische Forscher Goddard hat die Familie Kallifat untersucht, die ursprünglich gutes, tüchtiges Erbgut hatte. Da verdirbt es ein Glied der Familie; er gerät an ein schwachsinntiges Mädchen und wird mit ihr zum Stammvater einer unübersehbaren Reihe verkommener, schwachsinntiger Menschen, die die Menschheit auf alle Zeiten belasten; denn sie haben immer wieder die Neigung, sich mit gleichen zu verbinden. Später schließt der junge Mann eine Ehe mit einem vollwertigen Mädchen und begründet mit ihr eine ebenso unübersehbare Reihe gesunder, tüchtiger und wertvoller Menschen. Diese beiden Reihen mit dem gemeinsamen Ahnherrn laufen nebeneinander her. — Der Schweizer Dr. Nörger ist der Familie Zoro nachgegangen, die ebenfalls ursprünglich wertvoll war. Da heiratet ein Sprößling eines Kesselflickers aus einer italienischen Landstreicherfamilie. Und nun beginnt der Verfall. Die Nachkommen, mit dem Hang zu Trunk und Landstreichertum und zur wahllosen Verbindung mit gleichen Partnern, sind ohne Ausnahme Verbrecher, Trinker, Geistesranke, Vagabunden. Darüber hat Dr. Hermann Paul ein Buch veröffentlicht: „Wir und das kommende Geschlecht“ (Verlag Strecker u. Schröder in Stuttgart), das jeder junge Mensch in seiner Bibliothek haben muß. — Alkohol, Geisteskrankheiten und Geschlechtskrankheiten wirken in diesem Maße verheerend auf die Beschaffenheit künftiger Geschlechter.

Wir können uns heute eine klare Vorstellung von der Übertragung der Erbmasse, über den Erbgang machen. Ob es sich um Tiere oder Pflanzen oder um den Menschen handelt, die Voraussetzungen bleiben dieselben. Das Verdienst, zum ersten Male Licht in diese Dinge gebracht zu haben, seitdem die Welt steht, gebührt dem Augustinerabt Gregor Mendel in Brünn in Mähren, einem Deutschen aus dem Sudetenlande. Er hat schon im Jahre 1865 Züchtungsversuche an Pflanzen gemacht, an Erbsen, Lupinen, Wunderblumen, indem er Blütenstaub der männlichen Blume der rotblühenden Sorte auf die Narbe der weiblichen Blume der weißblühenden Sorte brachte, und jede andere Befruchtung durch Verhüllen mit Tüll ausschloß. Indem er so immer weiter kreuzte, kam er zu freisich wiederholenden Ergebnissen, zu festen Gesetzen. Kreuzt man nämlich ein rotblühendes Löwenmaul mit einem elfenbeinfarbenen, so entstehen lauter Pflanzen mit blaßroter Blüten. Dies ist die Kinderreihe; sie besteht aus einfachen Mischlingen. Anders in der zweiten, der Enkelreihe. Kreuzt man nämlich ein blaßrotes männliches Kinderlöwenmaul mit einem blaßroten weiblichen, so erhält man nicht mehr lauter blaßrote, sondern es tritt eine Spaltung ein: von 100 Pflanzen dieser Enkelreihe haben 25 rote Blüten; 50 blaßrote und 25 elfenbeinfarbige; das heißt: die Enkel haben sich wieder zur Hälfte zu den ursprünglichen Farben zurückgefunden, sich aufgespalten, sie haben

gemendelt. Dies ist das Mendelsche Spaltungsgesetz. — Kreuzt man nun von der Enkelreihe die drei Farben wieder unter sich, so geben rote und rote wieder lauter rote, weiße und weiße lauter weiße, und blaßrote und blaßrote wieder ¼ rote, ¼ blaßrote und ¼ weiße Urnenkel.

So verhält es sich mit allen Geschöpfen, ob es Erbsen oder Mäuse oder Menschen sind. Und der Erbgang verläuft so in allen Eigenschaften, ob es die Farbe, der Wuchs, Schädelform, Gehirn, Augen, Haar oder seelische oder geistige Eigenschaften sind, Charakter, Begabung, krankhafte Anlagen wie Kurzsichtigkeit, Farbenblindheit, Blutkrankheit, Taubstummheit, Zuckerharnruhr, Wicht, Fettsucht, Geisteskrankheiten; dabei sind freilich noch besondere einzelne Regeln zu beobachten.

Es gibt nämlich auch Geschöpfe, die sich auf den ersten Blick anders zu verhalten scheinen. Kreuzt man eine schwarze mit einer weißen Maus, so ist die erste Nachkommenreihe vollkommen schwarz. Kreuzt man diese wieder untereinander, so entstehen als Enkel unter 100 Mäusen 75 schwarze und 25 weiße, das heißt ¾ schlug wieder auf weiß zurück. Mendel erkannte, daß unter den 100 schwarzen Mäusen der Kinderreihe die schwarze Farbe beherrschend wirkte, die weiße zurücktrat. In Wirklichkeit war nur die Hälfte, also 50 Stück, schwarz, — gleichwertig schwarz — die andere Hälfte war geheim weiß, ihr Weiß war überdeckt, sie waren ungleichwertig schwarz. In der Enkelreihe waren unter den 75 Schwarzen 50 nur überdeckt schwarz, also ungleichwertig schwarz, und nur 25 waren wirklich schwarz.

Mathematisch betrachtet handelt es sich stets um die Gaußsche Formel  $(a + b)^n$ , z. B.  $(w + r)^2 = w^2 + 2wr + r^2$ , wenn man w für weiß und r für rot setzt.

Was Mendel an Pflanzen fand, wurde vergessen, bis es im Jahr 1900 wieder entdeckt wurde; zum ersten Male am Menschen nachgeprüft, hat es der Freiburger Anthropologe Professor Eugen Fischer, der nach Südafrika ging und die Rehoboter Bastards untersuchte, einen Stamm von Hottentotten und Buren, also von Buschmännern und Weißen, die sich nach bestimmten Regeln vermischten. Seither wurde die Wichtigkeit der Mendelschen Gesetze vielfach festgestellt, und eine ganz neue Lehre auf sie aufgebaut, die menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, wie sie in dem Werk von Baur-Fischer-Denz ausgeführt ist. (Verlag Lehmann, München). Wir stehen vor grundlegenden neuen Erkenntnissen, die in der Forderung einer Erziehung der Menschheit, einer bewußten Beachtung des Weges zur Wohlgeborenheit, gipfeln. Die Schädigung der Keimzellen kann vermieden werden, und damit der Abstieg in die Entartung; denn es handelt sich um Gifte, die wir in uns eindringen lassen. Ja, die Keimzellen können veredelt werden, insbesondere in den Nachkommen, durch eine gute Ehemahl, durch Auslese.

Das menschliche Erbgut, das wir von unseren Ahnen übernommen haben, liegt in unseren Keimzellen beschlossen, und zwar in den Chromosomen, allerfeinsten, im Zellkern liegenden Gebilden. Sie sind die Träger unseres gesamten Erbgutes. Die Zahl dieser Chromosomen ist verschieden; sie beträgt beim Meerischweinchen 8, beim Frosch 12, beim Menschen 24, bei der Ameise 30. In ihnen ist unsere ganze Ahnenschaft verdichtet, unser Schicksal, unser Sein, Tod und Leben. Ein kleines Klümpchen Zellstoff, mit bloßem Auge nicht zu sehen, enthält alles, was die Jahraufende an uns geschöpft und geschaffen haben, wir müssen es halten und weitergeben. Man und Frau, Glied und Leib, Wort und Tat, Gedanke, Gefühl, Willen — es ist alles in dem winzigen Zwergentopf begriffen, der die Kraft hat, wieder einen Menschen zu gebären, die Wundergabe des Hauches Gottes. Jeder Mensch ist einer Mutter Sohn, und es ist das Geheimnis der Chromosomen, daß die Mutter stärker auf die Söhne vererbt als der Vater. Diesen Hauch Gottes in seinem Gefäß zu bewahren und nicht zu verderben, ist unsere Pflicht. Denn an ihm hängen unzählige Geschlechter der Zukunft, hängt das Schicksal unserer Kinder und Enkel, und damit des deutschen Volkes. Daß unsere Nachkommen nicht absteigen, daß sie hinaufgezüchtet werden, und als deutsches Volk noch sich bewahren im Kreise der Erdenvölker, dazu kann jeder von uns tun, wenn er sich als Behälter der Ahnen betrachtet. Denn er selbst wird Ahnherr sein, muß sein Menschenteil erfüllen, das Loß, die Erde zu tragen und weiterzubringen, in Söhnen und Töchtern. Diesen Kindern ein Dasein zu schaffen, daß sie ihren Eltern nicht fluchen, sondern sie segnen können, muß unser aller unverrückbares Ziel sein.

## J. Schweikert / Auf Mozarts Spuren in Mannheim.

Was mir Mannheim so liebenswert macht, ist der Gedanke, daß auf seinem Boden einst Mozart wandelte. Ich gehe Mozarts Spuren nach, den Spuren meines musikalischen Herzens Lieblings. Beim Durchstreifen der Stadt fielen meine Augen auf ein Haus, das meinen Blick bannte. Das Haus steht in einer der Straßen, die zum Schlosse hinführen, zu jenem Riesenbau, dessen Außenbau ein monumentaler Größe seinesgleichen nicht, dessen Inneres neben einer Hofhaltung von verblühender Pracht ein Geistesleben und eine künstlerische Kultur von so hoher Blüte sah, wie sie kaum in den Residenzen der großen europäischen Potentaten zu finden war.

Von dem Hause spannen sich einmal eine Zeitlang geistige Fäden zu dem Schlosse hin, Fäden, die mit der Kunstgeschichte Mannheims eng verknüpft sind. Von dem Hause geht „etwas“ aus; man fühlt: es hat keine alltägliche Vergangenheit. Es steht von seiner einer jüngeren Zeit angehörenden nüchternen Umgebung ab, zu der es nicht mehr paßt. Obgleich altersgrau, ungepflegt und dem Verfall sich nähernd, liegt eine gewisse Bornehmheit über ihm. Und zugleich eine leise Melancholie. Geschlossen ist das breite Tor, geschlossen sind die Läden der Fenster im Erdgeschos. Nur das die städtische Reihe von sechs Fenstern aufwetzende Obergeschos, über dem sich unmittelbar das hohe, rauch-

geschwätzte Ziegelbad erhebt, scheint bewohnt. „Pactuch“, „Zuttegewebe“, reklamehaft aufgemalt, liest man auf den verschlossenen Fensterläden. Und ein Schild am Tore kündigt, daß in dem Hause eine „Sad- und Deckenfabrik“ ist. Etwas seitwärts von dem weitgespannten Torbogen ist eine eiserne Tafel angebracht, in der in folgender Anordnung eingegraben steht:

Hier wohnte  
beim Hofkammerrat  
Serrarius  
Wolfgang Amadeus  
Mozart  
mit seiner Mutter  
im Winter 1777/78.

Durch dieses Tor ist des Göttlichen Fuß geschritten, diese Räume hat seines Genius Hauch durchweht. Heute lagern in ihnen Säbern . . .

Von dem Hause, das nichts mehr in sich birgt, was an seinen Aufenthalt in ihm erinnert, ist Mozart die Straße hinauf zu dem Schlosse gegangen. Im Mittersaal, wo architektonische und malerische Kunst sich harmonisch durchdringen und wo das beste Orchester Europas allwöchentlich seine Akademien gab, hat Mozart den kurfürstlichen Hof mit seinem Spiele entzückt. Ob wohl bei seinem Spiele die Vorfahren des Schlosserbauers auf den Ahnenbildern an den Wänden ihre Grandezza vergessen und mit dem Kopfe beifällig den Takt genickt haben und ob die Götter und Göttinnen, Helden und Genien bei ihrem Mahle im Olymp auf dem die Dede überspannenden Kolossalgemälde diese Musik als eigens für ihre Festimmung erdacht angesehen haben? Ach lieb meine Gedanken zurückliegen in die Zeit, da sie erklang und vermeinte den künstlerischen Odem des Unsterblichen zu führen . . .

Durchwandert man das kürzlich neu eröffnete Schloßmuseum, so gelangt man aus der langen Flucht glänzender Säle mit ihrem fast überreichen Farben- und Stuckschmuck und der fast erdrückenden Fülle der in ihnen aufgestellten Gegenstände der Kunst und des Kunstgewerbes früherer Zeiten in ein einfach gehaltenes Zimmer, wo in Schaufästen geschriebene und gedruckte Denkmäler aus der Zeit der Hochblüte des Theaters und der Musik der kurfürstlichen Residenz verwahrt sind. Von den zahlreichen Namen geistig und künstlerisch hervorragender Männer, die wir da lesen, sind es vor allem zwei, die uns mit Ehrfurcht erfüllen: Schiller und Mozart. Außer den Schiller-Reliquien, unter denen sich der Theaterzettel der ersten Aufführung der Räuber und der Erstdruck des Stückes befindet, zogen meine Augen ein Notenheft an, dessen vergilbtes Titelblatt lautet: Trois Sonates pour le Clavecin ou le Forte Piano composé par W. A. Mozart (!) Oeuvre V a Mannheim chez le Sr. Götz Marchand et Editeur de Musique. Und ein anderes Notenbuch ist da, das die Aufschrift trägt: Die Rauberflöte im Klavierauszug, eine Operette (!) in zwei Aufzügen, Mustt von W. A. Mozart bei F. W. Götz in Mannheim.

Die drei Klaviersonaten hat Mozart in dem Hause geschrieben, wo jetzt Säcke hergestellt werden. In ihm haben auch fünf der sechs Sonaten für Klavier und Violine — die sechste Sonate wurde in Paris komponiert — Gestalt gewonnen, die der Kur-

fürstin von der Pfalz gewidmet sind. Waltet in dem Stimmungsgehalt dieser Werke das Heitere und Lebensfreudige als Abglanz der Mannheimer Tage vor, so findet man in ihnen auch tragische Töne, vielleicht als Niederschlag der Mannheimer Herzenskatastrophe.

In dem Hause hat Mozart auch an einem Konzert für Klavier und Violine gearbeitet, das leider Fragment geblieben ist. Nach der reichen Orchesterumrahmung des 117 Takte umfassenden Torlos wäre dieses Werk ebenso schön wie originell geworden. Was ihn davon abzog, das Doppelkonzert, für dessen Verlebungung ihm in Mannheim wie nirgends mehr ein Orchester von solcher Güte zu Gebote gestanden wäre, zu vollenden, war — die Liebe. Sie hatte den Zweiundzwanzigjährigen mit ihrer ganzen Allgewalt gepackt. Seine leidenschaftliche Neigung galt der siebzehnjährigen Aloisia, der Tochter des Bassisten und Souffleurs am Hoftheater, Fridolin Weber. Für sie, von der er sagt, daß sie vortrefflich singe und eine schöne, reine Stimme habe, schreibt er sein erstes Liebeslied. Er schrieb es in dem Hause, wo heute verschlossene Fensterläden das Sonnenlicht abwehren und im Dunkel Backsteinwand aufgestapelt ist. Hier, in diesen Räumen durchlebte das sonnige Herz des größten Sängers der Liebe, der sie in den edelsten und innigsten Melodien pries, die Wonnen und Schmerzen der ersten Liebe. Die Verse Metastasio's: „Nicht weiß ich, woher mir dies zärtliche Fühlen, im Dufte das fremde Bangen und Wühlen, das läßt sich nicht in die Adern mir ein. Im Herzen zu wecken das süße Erschrecken, genügt, so dünkt mich, nicht Mitleid allein“, schienen ihm auszudrücken, was seine Seele bewegte. Mit seiner Seele Schwingkraft beflügelte er sie durch seine Töne.

Das Autograph dieser Komposition trägt als Datum den 24. Februar 1778. Mozart schreibt dazu: „Ich nahm mir vor, diese Arie akkurat für die Weberin zu machen. Als ich sie fertig hatte, da sagte ich zur Mlle. Weber: Lernen Sie diese Arie von sich selbst! Singen Sie sie nach Ihrem Gusto! Dann lassen Sie mir sie hören und ich will Ihnen hernach aufrichtig sagen, was mir gefällt und was mir nicht gefällt. — Nach zwei Tagen kam ich hin und da sang sie mir's und akkompagnierte sich selbst. Da habe ich aber gestehen müssen, daß sie es akkurat so gelungen hat, wie ich es gewünscht habe und wie ich es ihr habe lernen wollen . . .

Mozart lebte nur noch der Geliebten. Für die „Weberischen“ hätte er Gut und Blut dahingegeben. So kam er auf den ans Abenteuerliche grenzenden Gedanken, mit Aloisia und deren Schwester Josepha — der ersten Königin der Nacht — sowie dem Vater der beiden Sangerinnen eine Kunstreise nach Italien zu machen. In dem Briefe, in dem er seinem Vater den Plan eröffnet, schreibt er u. a.: „Für ihr (Aloisia's) Singen stehe ich mit meinem Leben, daß sie mir gewiß Ehre macht. Sie hat schon die kurze Zeit von mir viel profitiert und was wird sie erst bis dahin profitieren! Wegen der Aktion ist mir auch nicht bang. Wenn das geschieht, so werden wir — Mr. Weber, seine zwei Töchter und ich — die Ehre haben, meinen lieben Papa und meine liebe Schwester im Durchreisen auf 14 Tage zu besuchen . . .

Leopold Mozart war entsetzt über die Utopie seines Sohnes. „Fort mit dir nach Paris, und das bald“ befiehlt er ihm kategorisch. Das Mannheimer Liebesidyll war damit vernichtet.

Am 14. März 1778 reiste Mozart mit seiner Mutter von Mannheim nach Paris ab.

## Peter Lee / Der Ring der Juge Orphal.

Sie legte, ratlos und bis in die Lippen erbläst, den Hörer in die Gabel.

Eine schreckliche Geschichte! Pa, der zärtliche Pa, der in der ersten Bestürzung telephonisch verständigt worden war, hatte ihr über ihre Nachlässigkeit böse zugelegt, aber schließlich beruhigend erklärt, daß er sofort vom Kontor aus die Kriminalpolizei benachrichtigen werde. In einer ungewohnt knappen, bestimmten Art hatte der Needer das Gespräch beendet und der Tochter eingesehrt, dem Personal gegenüber durchaus Stillschweigen zu bewahren.

Pa schwur darauf, daß sie das Schmuckstück vor dem Bad in die Kristallschale auf ihrem Frisiertisch gestreift habe. Die alte Emma, die über ein Menschenalter lang in der Familie lebte und eher Vertraute als Dienerin war, rang greinend und scheltend die achtlosen Finger. Immer wieder hob sie Persebrücke, Klissen, Bettvorleger . . . tastete in Schübe, Truhen, Fächer: der Verlust wurde erschreckend offenbar. Da sank das junge Mädchen, von Kummer und Haltlosigkeit überwältigt, in sich zusammen.

Seit Generationen ward der Ring, ein Zeuge aus der Blütezeit Augsburger Goldschmiedearbeit, in der Geschlechterreihe der Orphals als ehrwürdigster Besitz gehütet. Unter alten Familienpapieren wurde als kostbares Vermächtnis noch heute der Kaufvertrag aufbewahrt, aus dem hervorging, daß der Ratsherr Johann Christoph Orphal den Reif um den Betrag von 600 Florinen rechtens erstanden und bar beglichen habe. Natürlich nannte das stockfleckige zerknitterte Dokument auch den Namen des Edelschmiedes: Gerhard Fleurstecken hieß er, der in dem die Florentiner Schule verratenden Kunstwerk sein Meisterstück geschaffen hatte. Und wahrlich, unverkennbar und aufs feinste strahlte dieser alte erlesene Schmuck das heiße nachweisende Bemühen wider, die Schlüsselmerkmale der Antike den künstlerischen Gesetzen der Frührenaissance ein- und unterzuordnen.

Johann Christoph Orphal hatte das mit Amusiner email cloisane eingelegte Kleinod, in das eine pfirsichfarbene erbsengroße Perle kostbar gefaßt war, um das Jahr 1452 der Patrizierin Barbara Mitten zum Brautgeschmuck gemacht. Die Gepflogenheit wurde mit der Zeit zum ungeschriebenen Familiengesetz erhoben, demzufolge mit dem Tode der jeweiligen Besitzerin der Ring auf die älteste Namensträgerin überzugehen hatte. Die Jahrhunderte taten das ihrige, das Erbstück mit einem fast legendären Geheimnis zu verpacken: sagte man hoch, der Verlust des Juwels brächte Unheil. Freilich fand sich diese drohende schlummernde Eigenschaft noch nirgends bestätigt, da ja die Voraussetzung hierfür bisher gefehlt hatte. Stets wurde der Ring aufs sorgfältigste verwahrt. Nur bei außergewöhnlich feierlichen Anlässen nahmen ihn zarte Frauenhände aus dem geschützten Kästchen von Ebenholz und fügten seinen matten Schimmer dem festlichen Sprühen edler Steine ein. Die letzte, kaum erwachsene, Besitzerin erhielt ihn vor etwa 2 Jahren. Es verriet sich, daß gerade sie an dem alten Schmuck mit jungmädchenhafter Besitztrenne und einem aus Ehen und Ehrfurcht gemischten Stolz hing. Jedoch, ihren Jahren fehlte wohl der letzte Rest an Reife des Verständnisses für einen Gegenstand, in dem die Ahninnen etwas Schicksalhaftes geehrt und gefürchtet hatten. Jetzt mußte offenbar werden, ob dem Ring wirklich jene verhängnisvollen Kräfte innewohnten oder ob die Ueberlieferungen auf haltlosen Gerüchten beruhten.

Ach, wäre es so, seufzte Juge befürmert; wäre der Ring wie jeder andere! Doch beschämt und erschrocken wies sie sofort den törichten Wunsch zurück. Der unerlebbare Verlust traf sie über die Maßen hart.

Und die rätselhafte Furcht stand wieder in dem Mädchen auf, ein beklemmendes Gefühl des Preisgegebenheits erfüllte es, demgegenüber auch nicht die Vernunftgründe einer aufgeklärten und durchaus unromantisch veranlagten jungen Dame verstiegen . . .

In der Diele läutete die Glocke.

Das Hausmädchen reichte knixend eine Karte: der Herr er-  
suchte, das gnädige Fräulein in dringender Angelegenheit sprechen  
zu dürfen.

Junge raffte sich auf. Ihr Herz klopfte. Ein banges Gefühl  
schob ihr durch die Seele . . . ein Strom der Mitleidigkeit, auf  
dessen Rücken winziglein die Nusschale der Hoffnung trieb.

„Ich lasse bitten.“

Ihre Stimme klang fern und fremd.

Unter der Portiere stand ein schlanker glattrasierter Mann.  
Er verneigte sich: „Kriminalkommissar Dr. Raab.“

„Mein Vater hat mich auf Ihr Kommen vorbereitet. Ich  
danke Ihnen für die schnell angebotene Hilfe.“

Junge wies auf einen Sessel. Sie sah sich zum erstenmal mit  
ihren siebzehn Jahren einem Vertreter der Polizei gegenüber  
und empfand daher das Ungewohnte der Lage noch peinlicher.

„Die Polizei ist ja allmächtig“, sagte sie beklommen und mit  
einem halben misglückten Versuch, zu scherzen, „wird es gelingen,  
den Diebstahl aufzuklären? Ach, von Herzen verzichtete ich dar-  
auf, den Dieb bestraft zu sehen, wenn mir nur der Ring, der für  
mich unermesslichen Persönlichkeitswert besitzt, wieder herbei-  
geschafft würde.“ Sie zeichnete in hastigen, oft stockenden Zügen  
die Geschichte des Familienstückes, und ihre Stimme sank mehr  
zu einem verzögerten Flüstern herab, als sie von dem angeblichen  
verborgenen Zauber des Ringes berichtete . . . die drohenden dunk-  
len Möglichkeiten andeutete, die der Verlust nach sich ziehen  
könnte.

Der Kommissar gab auf unverbürgte Uebersieferungen solcher  
Art, hinter denen kein nüchtern, sachlich geschärfter Verstand  
nichts als das gedämpfte Farbenspiel einer vielleicht ganz zweck-  
bewußten Phantasie sah, nicht eben viel. Er lächelte verbindlich  
und erwiderte höflich-interessiert:

„Sehr merkwürdig und gewiß ungeheuer reizvoll, der, wenn  
ich einmal so sagen darf: Lebensgeschichte derartig alter Dinge  
nachzuachen. Ich wage nicht, den Nimbus, der oft diese Sachen  
umgibt, zu zerstoren. Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale. In-  
dessen, mein gnädiges Fräulein, wird die Hauptfrage zunächst wohl  
die sein, den Verbleib des abhanden gekommenen Gegenstandes  
aufzuspüren, d. h. sich der Person des Diebes zu verschern. „Da-  
mit“, bemerkte er trocken, „wäre unangenehme Folgen im Sinne  
des geheimnisvollen Gerüchtes von vornherein vorgebeugt. Uns  
gehören die Recherchen, der Rest verbleibt dem Richter. Darf ich  
nun“, seine Haltung wurde dienstlich, „um einen kurzen Situa-  
tionsbericht bitten. Wann vermißten Sie zuerst den Ring?“

„Vor einer Stunde.“

„Und wo?“

„In meinem Schlafzimmer.“ Der Beamte machte sich steno-  
graphische Notizen.

„Hatten Sie das Zimmer, bevor Sie den Verlust entdeckten,  
bereits verlassen?“

„Jawohl. Ich hielt mich zehn oder fünfzehn Minuten im  
Baderaum auf.“

„Und das Personal? Sind Sie seiner sicher?“

Junge bejahte.

„Dennoch wird sich ein Verhör nicht vermeiden lassen.“ Der  
Kommissar überlegte:

„Haben nicht ins Haus gehörige Leute . . . Hausierer, Hand-  
werker, Bettler die Wohnung betreten?“

„Darauf kann ich mit Bestimmtheit nicht Auskunft geben. Ich  
werde mich aber erkundigen.“

Junge schellte.

Das Mädchen berichtete auf die Frage des Herrn wichtig und  
ungewöhnlich zungenfertig vom Bäderjungen, Briefträger, von  
dem und jenem. Der Mann von den Technischen Werken habe  
den Gas- und Lichtverbrauch festgestellt und im Vorbeigehen mit  
der Köchin geschertzt. Aber keiner von allen wäre — versteht sich,  
wie Elise erstens versicherte — in das Schlafzimmer des gnä-  
digen Fräuleins eingedrungen.

Dr. Raab winkte ungeduldig ab.

„Haben Sie noch sonstige zweckdienliche Angaben zu machen?“  
forschte er, da Elise unschlüssig stehen blieb.

Die ägarte Sekundenkurz, überwand sich aber rasch und sagte  
lebhast:

„Eben fällt mir ein: jawohl, es war doch noch jemand in der  
Wohnung, der Geselle vom Meister Kalkschmidt. Er hat den  
Mahaagonisessel aus dem Schlafzimmer des gnädigen Fräuleins  
geholt, der einen neuen Damastbezug erhalten soll.“

Der Kriminalkommissar horchte interessiert auf.

Auch Junge war betroffen.

„Um, Kalkschmidt, sagen Sie, heißt der Mann? Ist das nicht  
der Inhaber des Tapezier- und Polsterergeschäfts am Peterstor?  
Und dessen Geselle war allein im Zimmer? Bitte, überlegen Sie  
sich Ihre Aussage genau.“

Das Mädchen nickte.

„Kaum ein paar Minuten war er dort und ganz allein. Wir  
kennen ihn ja. Sein Meister arbeitet seit Jahren für die Herr-

schaft. Ich habe den Sessel dem Gesellen bezeichnet und ihn ge-  
beten, sich zu eilen. Er hat sich, wie ich sagte, auch nur ganz kurz  
aufgehalten.“

Dr. Raab erhob sich.

„Danke. Sie können gehen.“ Und zu Junge gewandt: „Da  
haben Sie die erste, und, wie ich annehmen möchte, die weient-  
lichste Spur. Die übrigen lassen sich daraus hoffentlich ohne viel  
Schwierigkeiten herleiten. Trotzdem möchte ich, um für alle Fälle  
sicher zu gehen, die Hausangestellten einem kurzen Verhör unter-  
werfen.“

Wenig später verabschiedete sich der Beamte. Wie voraus-  
zusehen, hatte die Befragung keine das Personal belastenden Ver-  
dachtsmomente ergeben. Der Dieb war außerhalb des Hauses  
zu suchen.

Junge, die ihre Haltung bisher völlig gewahrt hatte, fühlte sich  
zum zweiten Male in ihrem jungen Leben tiefunglücklich. Damals,  
als die Mutter von ihr ging, hatten Schmerz und Verzweiflung  
sie niedergeworfen. Jetzt empfand sie ihre Lässigkeit als schweres  
unfühbares Vergehen. Der Ring, flüsterte sie eramvoll . . . mochte  
er sie ihren Leichtsinns entgelten lassen oder nicht; in jedem Falle  
war sie schuldig. Würde sie sich . . . würde Pa ihr jemals ver-  
zeihen! Ach, die kleine arme Junge Orphal empfand das bittere  
Bewußtsein einer Schuld, der sie zu erliegen drohte; einer Schuld,  
die auch durch das Opfer vieler . . . vieler Tränen nicht von ihr  
genommen werden konnte . . .

Kanab Kroppholler hieß der junge Handwerker, gegen den sich  
der Verdacht richtete. An der Hobelbank vernahm er bestrebt,  
weissen man ihn zieh. Als auch der untersuchende Beamte auf seine  
lächelnde Verständnislosigkeit nicht eingehen wollte, sondern ihm  
auf den Kopf zusagte, er und kein anderer könne nach Lage der  
Dinge als Dieb in Betracht kommen, sah sich der Bursche schred-  
lichem Irrtum preisgegeben. Vergebens wies er auf seine Un-  
bescholtenheit hin, vergebens berief er sich auf seinen guten Ren-  
dant: man hielt seinen Betenerungen die Schiffe eines unfehl-  
bar arbeitenden Untersuchungsmechanismus entgegen, hinter  
denen, starr und unentrinnbar, der Indizienbeweis sich aufbaute.

Dennoch: es war unmöglich, Kroppholler zu einem Geständ-  
nis zu bewegen. Gewiß, er hatte das Zimmer von Fräulein  
Orphal ohne Zeugen betreten; hatte das schadhafte Möbel auf-  
tragsgemäß abgeholt und sich zuvor in dem fremden Raum ein  
wenig umgesehen. Vielleicht hatte es ihm, wie er treuherzig ver-  
sicherte, mit dem Fortkommen nicht gar so arg verfehlt, denn  
solche Kostbarkeiten an Seiden, edlen Hölzern und Schnitzwerk,  
für die unereins schon von Berufs wegen doch auch ein Auge  
haben muß, sah man nicht alle Tage. Aber daß er, dem sein  
Vater einen makellosen Namen hinterließ, geschmüffelt oder gar . . .  
gestohlen hätte: Kanab Kroppholler wäre ein Lump, wenn er sich  
das nachsagen ließe.

Der junge Mensch machte einen überzeugend ehrlichen Ein-  
druck. Freilich: der Schein sprach gegen ihn, aber wiederum nicht  
stark genug, um Kroppholler die Tat unzweifelhaft nachweisen zu  
können. Eine sehr peinliche und undurchdringliche Situation war  
damit geschaffen. Man hatte den Burschen schließlich entlassen,  
nicht jedoch ohne ihm zu verstehen zu geben, daß der Verdacht nach  
wie vor an ihm haften bleibe.

Das fraß Kropphollers aufrechtes Wesen verfiel. Er wurde,  
wie man sagt, hinterlistig. Und der Mann zerbrach vollends, als  
Meister Kalkschmidt alaunte, es seiner Reputation schuldig zu  
sein, dem Gesellen Lohn und Brot aufzukündigen. Als auch die  
Herren der Handwerkskammer auf seine Bitten und Beschwürun-  
gen mit bedauerndem Achselzucken antworteten, flog er aus der  
Stadt. Auf den dringenden Wunsch seiner Tochter, die unter der  
Möglichkeit litt, daß einem Unschuldigen ihrewegen Unrecht an-  
getan worden sein könnte, hatte der Needer dem Gesellen auf  
seiner Werk Arbeit angeboten. Kroppholler sah darin ein Al-  
mosen. Und: würde man ihn, der keinen ehrlichen Namen mehr  
aufzuweisen hatte, in dieser Stadt jemals Meister werden lassen!  
Sohn . . . Das trübten ihm klares Besinnen. Er bedachte gar nicht  
die Möglichkeit, daß die Zeit Richterin und Rächerin sein könnte.  
Sein Mannesmut war an der Wurzel getroffen. Weides: die  
Hand, die sich ihm gütig vermittelnd darbot, und die Summe Gel-  
des, die ihm die Wege in eine freundlichere Zukunft ebnet sollte,  
schlug Kroppholler aus. Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß  
ihn diese elementare Neukerung eines stolzen und starken Ge-  
wissens in den Augen derjenigen völlig reinigte, die den ungewoll-  
ten Anlaß zu seinem Elend gab. Junge sowohl wie ihr Vater  
waren von Kropphollers Unschuld überzeugt. Als sich Gustav  
Kalkschmidt — Polstermöbel und Kunstschreinerei, ältestes einschlä-  
giges Geschäft am Plake — auf die ernstesten Vorhaltungen des  
Needers und Senators Orphal hin nach etlichem verdruckten  
Wenn und Aber schließlich und rümpfend bereit erklärte, seinen  
früheren Gesellen wieder einzustellen, konnte die laue und sehr  
wenig herzliche Absicht nichts mehr fruchten: zu dem Klüchtigen  
führte keine Spur mehr. Es war zu vermuten, daß der junge  
schwerblütige Mensch in der großen Hafenstadt untergetaucht war,  
um an fremden Ufern die Erinnerung an Gewesenes restlos ab-  
zuschütteln. . . .

Die Akten über den Diebstahl waren längst mit dem Ver-  
merk „Unersledigt“ auf den Boden des Polizeipräsidiums gewan-  
dert, als der Pfarrer von St. Marien eines Abends den Krimi-  
nalkommissar, der den Fall bearbeitet hatte, in seinem Büro an-  
rief und um eine dringende Unterredung bat. Es handelte sich um  
eine Angelegenheit, die keinen Aufschub duldete.

